Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bergau, R.: Die Einrichtung und Ausstattung von Wohnungen. II. : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

sein unerschöpflicher Witz, der Muth, mit dem er für seine Ueberzeugung ficht, der sittliche Gehalt seiner Gesinnung.

Aber sollen wir in Kleon nichts als Bosheit, als Schurkerei sehen, sollen wir ihn für das Scheusal halten, als welches ihn Aristophanes hinstellt? Es gab Zeiten, wo man so verfuhr, wo man nach den Angaben des Komikers sich den Charakter Kleon's zeichnete. Neuerdings hat man einen anderen und ohne Frage viel richtigeren Weg der Beurtheilung eingeschlagen. Man hat geltend gemacht, daß Aristophanes Parteimann, leidenschaftlicher Parteimann war, daß es ihm auf eine Handvoll wirksamer Insinuationen mehr oder weniger nicht ankam, daß er selbst beim besten Willen nicht im Stande gewesen wäre, seinem Gegner volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und endlich, daß dieser Kleon, so verwerflich er auch in seinem Privatleben sein mochte und so viel Unglück er auch über den Staat gebracht hat, doch gerade in seiner politischen Stellung viel Zeitgemäßes, durch die Entwickelung der Dinge Gebotenes und dem Staate Ersprießliches gewirkt haben muß, weil es sonst nicht zu erklären wäre, wie er so vielen Gegnern zum Trotz sieben Jahre lang mit despotischer Willkür im Freistaat herrschen konnte.

So wenig wir also einerseits ein Recht haben, die Aristophanische Komödie als lautere Geschichtsquelle zu betrachten, so wenig sind wir andrerseits geneigt, uns durch die Erwägung ihrer historischen Unzuverlässigkeit den ästhetischen Genuß daran verleiden zu lassen. Und daß zur Erhöhung des letzteren der Kampf zwischen Aristophanes und Kleon ganz wesentlich beiträgt, das wird Jeder einräumen, der in die Werke des großen Poeten auch nur einen flüchtigen Blick geworfen hat. Kleon kann einem leid thun, daß er so übel zugerichtet, so unsterblich blamirt ist, wir glauben aber, ein ähnliches Schicksal würde auch manchen besseren Staatsmann treffen, der einen Aristophanes zum Feinde hätte.

Die Einrichtung und Ausstattung unsrer Wohnungen

von R. Bergau.

II.

(Schluß.)

Ich gehe nunmehr auf einige Einzelheiten in Betreff der Einrichtung und Ausstattung unsrer Wohnungen ein.

Es ist wol als Gesetz ausgesprochen worden, daß die Farben in einem Zimmer von unten nach oben aus dem Dunkeln in das Helle sich erheben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

müßten, damit das Zimmer freier, luftiger, die Decke, also das Lastende, leichter erscheine. Das hat etwas Wahres; doch darf diese Forderung nicht zum Gesetz erhoben werden. Eine solche Stufenleiter ist keineswegs nothwendig. Ja in den schönsten Zimmern des sechszehnten Jahrhunderts ist der Plafond oft vorzugsweise reich mit Balkenwerk und Schnitzerei ausgestattet und dadurch nicht leicht, sondern erst recht schwer und lastend gemacht. Der Fußboden darf freilich nie zu hell und bunt sein, denn er bildet die Grundlage der ganzen Dekoration, muß folglich einen ruhigen und sichern Eindruck machen, das Auge keineswegs besonders anziehen. Wir werden daher von unsern Parquetböden diejenigen mit dunklen Hölzern denjenigen mit hellen vorziehen, in den Teppichen weiß und grau möglichst beschränken, ganz helle Teppiche aber am besten ganz ausschließen. In Betracht der Ornamentation des Fußbodens ist zunächst festzuhalten, daß er eine ebene Fläche ist, welche betreten und mit Möbeln bestellt wird. Er darf also weder mit wirklichen noch scheinbaren Reliefs versehen oder in ähnlicher Weise dekorirt sein, wie ein Plafond. Es sind folglich solche Muster, — bei Stein-Mosaiken, und Parquet kommen sie öfter vor — welche scharfe Kanten und Ecken darstellen, Teppiche mit figürlichen Darstellungen und was überaus häufig sich findet — naturalistische Blumen oder gar Thierfelle mit voll, rund ausgestopften Köpfen als unbequem und stylos ganz zu verwerfen.

Aber der Fußboden ist auch eine regelmäßige begrenzte Fläche. Die Grenzen desselben werden in künstlerischer Beziehung durch eine Borte, welche um die Fläche herum läuft, also ein eigentlich laufendes Ornament verlangt, aber auch in anderer Weise z. B. durch aneinander gereihte Blätter bezeichnet. Bei reicherer Entwickelung lassen sich die Ecken, wol auch die Mitten durch besondere Ornamente hervorheben. Der geschmückten Grenze gegenüber verlangt denn auch der eingeschlossene Raum seine Ornamentation. Hierbei kann man nach zwei verschiedenen Grundsätzen verfahren. In Europa hob man im Alterthum und in Folge dessen auch im Mittelalter und später, die Mitte durch ein reiches, je nach der Form der Fläche rundes oder ovales, ornamentirtes Feld hervor, dessen Rand nach außen, der Grenze hinweiset, während von der Borte her andere Formen nach der Mitte weisen. Der zwischen Mittelstück und Borte belegene Raum, der Grund, wird mit einem regelmäßig verstreuten Muster leicht überdeckt. Im Orient dagegen sah man von der Hervorhebung bestimmter Theile oder Andeutung von Richtungen stets ab, überzog die ganze Fläche mit einem mehr oder weniger regelmäßig geordneten, aus stylisirten Blumen oder geometrischen Mustern gebildeten Ornament, dessen Zweck nichts anders ist, als die große Fläche in angenehmer Weise zu beleben. Beide Principe sind richtig und passen für den Schmuck des Fußbodens unserer Wohnung. Doch werden wir wohlthun in

der Anwendung derselben zu unterscheiden. Für kleine Teppiche, welche nicht das ganze Zimmer ausfüllen und für Zimmer, in welchen viele Möbel stehen, dürfte sich die orientalische Weise mehr empfehlen, weil da eine systematische Zeichnung ohnehin nicht zur Geltung und Wirkung kommen kann. Es ist daher in solchen Fällen besser die Zeichnung zurücktreten und vorzugsweise die Farbe als Gesammtton wirken zu lassen. Die kunstvollere Composition Europäischer Weise, welche z. B. im alten Pompeji zu hoher Vollendung ausgebildet worden ist, findet dagegen eine vortheilhafte Verwendung in großen Sälen und in Zimmern, in welchen der mittlere Theil frei von Möbeln ist, überhaupt in allen solchen Fällen, wo sie zur Geltung kommen kann. Und es lassen sich auch beide Arten in der Weise mit einander vereinigen, daß die reiche und doch ruhige und milde Farbenstimmung der Orientalen mit der Europäischer Compositionen verbunden wird, wie man in der That bei vielen unserer neuesten Teppiche mit großem Glück gethan hat. —

Auch die Wand ist im Wesentlichen eine begrenzte ebene Fläche, wie der Fußboden, jedoch nicht so ausschließlich wie dieser und in anderer Weise. Die Wände stehen senkrecht und erfordern, weil sie derjenige Bestandtheil des Zimmers sind, welcher am meisten wirkt, die bedeutungsvollste Dekoration. Zur Decke müssen wir den Blick erst erheben, zum Boden ihn senken, auf die Wände aber fällt er von selbst. Andererseits ist die Wand aber nicht um ihrer selbst Willen da, sondern hat den Zweck den Raum abzugränzen, ihn zu umschließen, darf als Hintergrund für das Leben, das sich im Zimmer bewegt, sich also nicht vordrängen, sondern muß recht ruhig im Ton sein. Die Bilder und sonstigen Kunstwerke, welche man zum Schmuck an den Wänden zu befestigen pflegt, verlangen, wenn sie recht wirken, also den vollen Genuß gewähren sollen, ein bescheidenes Zurücktreten des Grundes, auf welchem man sie erblickt. Daraus ergiebt sich, daß man für Wohnräume im Allgemeinen nicht Tapeten von heller Farbe, weiß oder grau, wie sie lange Zeit beliebt waren, und zum Theil noch sind, wählen darf, sondern solche von gesättigten Farben, von welchen die daran befestigten oder davor gestellten Geräthe und die Gesichter der Personen vortheilhaft sich losheben und mittels welcher allein es möglich wird ein künstlerisch gestimmtes Ensemble hervor zu bringen. Welche Farbe zu wählen ist, läßt sich im Allgemeinen nicht angeben, da dieselbe nicht für sich allein, sondern in Verbindung mit den Farben des Fußbodens, des Plafonds, der Möbel, Teppiche, Vorhänge ꝛc. zu wirken hat.

Aber der einfache, farbige Anstrich der Wand genügt oft noch nicht allen künstlerischen Ansprüchen: die Wand als solche verlangt auch ihr Recht. Dazu ist vor Allem erforderlich, daß sie von Fußboden und Decke deutlich geschieden sei. Das geschieht durch Anwendung eines einfachen Sockels und eines

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frieses oder einer Borte mit darüber befindlichem Gesimse. Will man jede Wand für sich, als Einheit bezeichnen, so faßt man sie außerdem auch ringsum mit einer Borte ein. Der freie Raum zwischen den Borten wird am besten durch eine einfache gleichmäßig über die Fläche vertheilte Musterung geschmückt, welche jedoch niemals über den Charakter des Flächenornaments hinausgehen darf und auch im Maßstabe in einem angemessenen Verhältnisse zur Größe der Wand stehen muß. Befestigt man Bilder, Büsten oder andere Kunstgegenstände an den Wänden, so genügen meist zwei Farbentöne, eine dunklere Zeichnung auf hellem Grunde, in der Weise, daß das Muster mit dem Grunde, aus einiger Entfernung gesehen, zu einem angenehm schimmernden Tone zusammen geht, beim Nähertreten aber auch seine gefällige Zeichnung erkennen läßt. Verzichtet man jedoch auf den Schmuck von Kunstgegenständen oder soll der Raum mehr für Festlichkeiten als zum ruhigen Aufenthalte dienen, so kann man die Wände selbständiger behandeln und reicher ausbilden, dann kann die Zeichnung der Tapete mit mehr Farbentönen, namentlich auch Gold ausgebildet werden, muß jedoch immer ruhig in seiner Gesammtwirkung sein.

Eine ganz andere Art der Wanddekoration besteht in der aus dem spätern Mittelalter überlieferten, im Zeitalter der Renaissance zu höchster Blüthe ausgebildeten Verkleidung der Wand mit Holz, der sogenannten Vertäfelung. Die Construktion derselben erfordert, daß die Fläche in gewisser Weise gegliedert werde. Man wählte dazu, der ganzen Kunstrichtung der Renaissance entsprechend, streng architektonische Formen, Sockel, Lisenen, oft auch Säulen mit Bogen darüber, Gebälk und Gesimse und versah die Felder zwischen den Pfeilern mit Umrahmungen. Die Wandfläche wird in diesem Falle also nicht nur durch die Farbe, sondern auch durch das Relief, d. h. Schatten und Licht belebt. Im siebenzehnten Jahrhundert wurden die Innenwände, in Anlehnung an die Façaden-Architektur altrömischer Prachtbauten, oft in sehr reicher Weise architektonisch gegliedert, mit weit vortretenden Säulen, Nischen, vollem Gebälk, plastischem Schmuck an Statuen, Vasen u. s. w. versehen, und mit Profilen und geschnitzten Ornamenten von verschiedenartigem Holz „in eingelegter Arbeit" geschmückt. Solche Art der Wand-Dekoration in reicher Ausbildung ist besonders für große Räume geeignet, welche der Repräsentation gewidmet sind. In eigentlichen Wohnräumen dagegen wird man eine Vertäfelung stets einfach halten, weil die weit vortretenden Theile den Raum beengen und die Freiheit im Aufstellen der Möbel, Aufhängen der Bilder u. s. w. in sehr empfindlicher Weise beeinträchtigen. Sind diese Grenzen mit weiser Beschränkung eingehalten, so hat ein mit Holz getäfeltes Zimmer sehr viel Anziehendes und bietet mancherlei Vorzüge in praktischer und künstlerischer Beziehung. Der braune Ton des Holzes giebt

einen vortrefflichen Hintergrund für die Personen, das Mobiliar und Geräthe aller Art, und läßt sich leicht mit den Farben von Teppichen, Vorhängen, Tischdecken u. s. w. in Harmonie setzen. Solche Zimmer tragen meist einen sehr ruhigen und würdigen, edlen Charakter. Es ist daher sehr zu bedauern, daß die Kostbarkeit solcher Wanddekoration die Anwendung derselben für unsere Wohn- und Speisezimmer, Trink- und Rauchstuben 2c. leider nur in seltenen Fällen gestattet.

Der Raum der Wände oberhalb der Vertäfelung oder auch die ganzen Wände pflegte man in alter Zeit zuweilen mit den sehr kostbaren Gobelins zu behängen, ein gewiß sehr geeigneter Schmuck, wenn diese in milden zur Dekoration geeigneten Farben gehalten sind und nicht, wie die modernen Französischen Arbeiten der Art, Oelgemälde nachahmen wollen.

Ein ganz allgemein verbreiteter und sehr beliebter Schmuck der Wände unserer Zimmer aber sind die Bilder. Sind sie auf die Wände gemalt oder in dieselben eingelassen, so müssen sie natürlich, nach Gegenstand und Art der Behandlung, mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse des Orts, für welchen sie bestimmt sind, ausgeführt werden. Doch kommt das verhältnißmäßig sehr selten vor. Wandgemälde sind ein Luxus, den sich nur die allerreichsten Leute gestatten können. In den allermeisten Fällen sind wir auf Staffelei-Gemälde angewiesen. Aber auch diese sollen harmonisch in die Gesammtwirkung des Zimmers sich einfügen, sollen gleich den Dekorations-Bildern dem Ganzen sich unterordnen. Das hat freilich oft seine großen Schwierigkeiten. Die Gemälde entstehen selbständig im Atelier, ohne Rücksicht auf den Ort, an welchem sie später aufgestellt werden. Sie tragen ihr ästhetisches Ziel in sich und wollen für sich allein, als selbständige Kunstwerke wirken. Es kann demnach nicht ausbleiben, daß sie oft mit den Verhältnissen des Raums, in welchem sie angebracht werden, in Conflikt kommen, die Harmonie dieses Raumes stören oder selbst nicht zur richtigen Wirkung kommen, zuweilen auch beide Uebelstände hervorrufen. Aber die Staffeleibilder bieten so viel Schönes, daß wir sie in unsern Zimmern nicht entbehren mögen. Wir müssen demnach die Widersprüche zu versöhnen suchen, bei Anordnung des Zimmers auf die Bilder Rücksicht nehmen, sie so anordnen, daß sie zur erwünschten Geltung kommen und doch zugleich dekorativ wirken. Zu diesem Zweck müssen wir sie nach ihrem Gesammtton, also z. B. Bilder von kalten und warmen Tönen, von heller und dunkler Haltung gesondert und nach ihren Größenverhältnissen so ordnen und gruppiren und die Farbe der Wand so wählen, — für Bilder im Allgemeinen am besten ein dunkles, gebrochenes Roth, — daß Wand und Bilder zusammen ein wohlgeordnetes Ganzes und einen besondern Schmuck des Zimmers bilden. —

Von großer Wichtigkeit für die Gesammtwirkung einer Wand mit Bildern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind auch die Rahmen dieser Bilder. Der Rahmen hat den Zweck, das Bild zu isoliren, bei Betrachtung desselben die Mitwirkung anderer, in der Nähe befindlicher Gegenstände zu verhindern. Das geschieht durch den modernen, weit vortretenden, vergoldeten Rahmen in erwünschter Weise so lange das Bild im Atelier des Künstlers, auf der Staffelei, steht, oder in einer besonders für diesen Zweck eingerichteten Gemälde-Gallerie mit gutem Oberlicht hängt. Ist das Bild jedoch in einem andern Zimmer an der Wand befestigt, so wirft der hohe Rahmen bei Seitenbeleuchtung, die doch die günstigste ist, einen unangenehmen Schlagschatten auf das Bild, verdunkelt dasselbe also zum Theil und macht auf der andern Seite auch einen dunklen Fleck auf der Wand. Das Bild scheint bei solcher Anordnung überdieß in der Tiefe der Wand zu liegen. — Viel richtiger ist das umgekehrte Verfahren, das Bild nämlich aus der Tiefe heraus bis gegen die Höhe des Rahmens zu bringen und diesen in einfacher Profilirung nach außen hin, nach der Wand zu, abfallen zu lassen. Dadurch wird das Bild ans Licht gebracht und da der Rahmen der Wand sich anschmiegt, eine Verbindung zwischen Wand und Bild hergestellt. — Auch die Vergoldung des Rahmens, so vortheilhaft sie an und für sich für das Bild sein mag, ist in ihrer Breite für die Harmonie eines stimmungsvollen Zimmers störend. Man überlasse daher die Goldrahmen Denen, die damit renommiren wollen, welche durch glänzende Rahmen den geringen Werth der Bilder übersehen machen wollen, und wähle statt deren schön profilirte oder ornamental geschnitzte Rahmen von brauner oder schwarzer Farbe, mit einer feinen Goldlinie an ihrem innern Rande, wie sie uns aus der „guten, alten Zeit" noch vielfach erhalten sind. Solche Rahmen sind auch für wirklich gute Bilder stets vortheilhaft und lassen sich mit Leichtigkeit in ein abgestimmtes Interieur harmonisch einfügen.

Kupferstiche, Lithographien, Photographien u. s. w. gehören zunächst nicht an die Wand, sondern in Mappen, denn schwarz und weiß sind keine Decorationsfarben. Doch sind sie in vielen Fällen nicht zu umgehen. Wir haben manche Sachen, die uns lieb sind, Portraits, gewisse Prospecte, Zeichnungen guter Freunde u. s. w. gern stets um uns. Man bringe sie, wenn sie nicht zu groß sind, in die Fensternischen, wo sie die Gesammtordnung eines Zimmers weniger stören oder vereinige sie in einem besondern Zimmer, dessen Wände dann hell sein müssen, damit die Kupferstiche mit ihren weißen Rändern nicht Flecken an der Wand machen. Sogenannte Farbenstiche, welche Kraft und Tiefe haben, wirken schon weniger ungünstig als Cartonstiche, welche nur Zeichnungen sind. Bei Aquarellen und Photographien kann man den Uebelstand bedeutend mildern, indem man den weißen Rand beseitigt. Die Rahmen von Kupferstichen, am besten dunkel, sind natürlich nach Breite und Ausstattung viel bescheidener als bei Oelgemälden zu halten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von großer Wichtigkeit ist auch die Behandlung von Thüren und Fenstern. Die jetzt noch vielfach beliebten mit weißer oder hellgrauer Oelfarbe angestrichenen Thüren, Thüreinfassungen und Fenster-Rahmen hatten ihre Berechtigung in der letzten Zeit des Rockoko und während des ersten Kaiserreichs, als auch alle Wände helle, verblaßte Farben hatten. Heute, da man in allen bessern Wohnungen zu kräftigen Farben an den Wänden zurückgekehrt ist, stehen solche Thüren über alle Maßen hart in den Wänden, vernichten jede Harmonie. Trotzdem gelten sie, meist vielleicht gerade wegen dieses schroffen Gegensatzes, der eine charakteristische Eigenschaft des modernen Salons ist, für elegant und werden daher noch immer angewendet. Das beste Mittel, Thüren und Fensterrahmen mit den gesättigten Farben der Wände in Harmonie zu setzen ist ein sehr einfaches. Man braucht nur dem Material sein Recht zu lassen d. h. das Holz in seiner Holzfarbe und der Eigenthümlichkeit seiner Zeichnung zu bewahren, denn der braune Holzton fügt sich in fast jede gute Wanddecoration. Man hat nur darauf zu achten, daß man bei den Thüren bei Anwendung verschiedener Hölzer die Farben derselben nicht zu grell neben einander stelle. —

Die Fenster selbst mit ihren völlig durchsichtigen Glastafeln bilden große Löcher in unsern Wänden. Es kommt darauf an, diesen, durch die Nothwendigkeit gebotenen Uebelstand durch die Kunst zu mildern. Das beste Mittel sind Fenster aus alten, runden, in Blei gefaßten Butzenscheiben, die man in unsern Wohnungen jedoch nur ganz ausnahmsweise wird zur Anwendung bringen können, oder farbige Fenster d. h. Glasmalereien oder Glasmosaiken nach Art der Kirchenfenster des Mittelalters. Durch sie erhält eine mit reichen Farben künstlerisch durchgeführte Zimmer-Einrichtung erst ihren vollen Abschluß. Doch werden auch gemalte Fenster sich schwerlich öfter anwenden lassen, da, abgesehen von den Kosten, die Helligkeit, welche wir jetzt in unsern Wohnungen nöthig haben, das Bedürfniß nach freier Durchsicht und Anderes dem entgegen sind. Wir werden uns in den meisten Fällen begnügen müssen, einzelne Fenster mit kleinen Glasgemälden, welche vor die Scheiben gehängt werden, zu schmücken.

Ein anderes sehr gewöhnliches Mittel bilden die Vorhänge. Sie haben vor Allem den Zweck, das durch die Fenster eindringende Licht zu dämpfen, die Härten, welche die Fenstereinfassung mit dem hellen Licht macht, aufzuheben oder doch zu verdecken. Dieser Zweck läßt sich durch die, weil billiger, jetzt allgemein beliebten, weißen spitzenartigen Vorhänge nur bis zu einem gewissen Grade erreichen. Ihre Sauberkeit, die immer einen guten Eindruck macht, so wie der Umstand, daß sie dem oft an und für sich schon dunklen Zimmer nicht zu viel Licht entziehen, sprechen für sie. Doch ist es für unsere Zwecke vortheilhaft, sie mit einem farbigen Ueberhang aus dickerem Stoffe zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

versehen, welcher einen Uebergang zu der intensiven Farbe der Wand bildet. Der Spitzenvorhang soll ein einfaches Muster, jedoch mit reicher Bordüre haben, denn nur die letztere kommt zur Geltung, während das Muster des Fonds wegen der Falten, nicht gewürdigt werden kann, und durch die dunkeln Vorhänge, wenn solche beliebt sind, noch mehr verdeckt werden. Diese dunkeln Vorhänge, sollen entweder einfarbig, mit einfacher Borte oder von gleichgültigem Muster, welches die Falten verträgt und ruhigem, harmonischem Gesammt-Colorit sein. Der Stoff muß von solcher Beschaffenheit sein, daß die Falten nicht zu kleinlich gebrochen werden, sondern groß und schön fallen. Auch auf das Arrangement der Vorhänge, die Art des Anbringens derselben, ist zu achten. In unsern Salons wird in dieser Beziehung meist viel zu sehr gekünstelt. Man giebt meist zu viel auf die Contouren der Vorhänge; doch nicht durch die Contouren, sondern durch die Falten und die Farben des Stoffes sollen sie wirken. Die einfachste und natürlichste Befestigung an gesimsenartigen Hölzern oder mittels Ringen an Stangen ist immer die beste.

Was ich von Fenstervorhängen gesagt, gilt im Allgemeinen auch von den Portieren.

Zur Vollendung der künstlerischen Harmonie eines Raumes ist ein durchgebildeter Plafond unumgänglich nothwendig. Der Plafond ist eigentlich ebenfalls eine Fläche, gestattet jedoch in seiner Behandlung eine bei Weitem größere Freiheit als der Fußboden, da er von den Füßen nicht betreten, mit Möbeln nicht bestellt und von dem gewöhnlichen Schmuck der Wände nicht zerschnitten wird. Seine Entstehung schon, denn er ist zunächst die Balkenlage mit darüber gelegten Brettern, weiset auf eine Ornamentation durch Erhöhung und Vertiefungen in gewisser Regelmäßigkeit hin. In seiner einfachsten Art als Balkendecke findet er sich mehr oder weniger ausgebildet schon im Mittelalter und auch später noch unendlich oft. Eine solche Decke aus dunklem Holze macht immer den Eindruck der Schwere, ist jedoch für vertäfelte Wände kaum zu entbehren, da sie den Eindruck der Behaglichkeit, des Ernstes und der Solidität, den solche Zimmer zu machen pflegen, vollendet. Wird das Balkensystem weiter geführt, so kommt man zu Kreuzungen derselben, zwischen welchen dann rechteckige, vertiefte Felder, Cassetten genannt, entstehen, welche sich zur Aufnahme gemalter und plastischer Ornamente für Sterne, Rosetten u. s. w. eignen. Macht man diese Cassetten in verschiedener Größe und in verschiedenen Formen, profilirt man die Balken und versieht die Kreuzungen derselben mit herabhängenden Zapfen, so erhält man eine constructiv richtige und malerisch höchst bedeutende Decke, deren Wirkung durch sparsam angebrachtes Gold und in die Felder eingelassene Gemälde noch wesentlich erhöht werden kann. In den allermeisten Fällen werden wir uns jedoch mit den gewöhnlichen, recht unsoliden Stuckdecken begnügen müssen, welche im Ganzen von

heller Farbe, durch Malerei geschmückt werden. Meist werden nur die Umfassung und die Mitte, von welcher gewöhnlich der Kronleuchter herabhängt, betont, und gleich dem Fußboden mit Borte und Mittelrosette geschmückt. Besser ist es, auch den Grund mit einem feinen Muster zu versehen, damit zwischen Rand und Mitte eine Verbindung hergestellt werde. Bei Composition dieser Deckenornamente überhaupt ist zu beachten, daß man sich vor Schwere in Farben und Formen hüte, damit die Decke möglichst leicht erscheine und daß sie mit der Ornamentation der Wände und des Fußbodens zusammenpasse, mit ihr gemeinsam wirke. Im Uebrigen hat der Künstler ein großes Feld, auf welchem er seiner Phantasie freien Spielraum lassen kann, wenn er nur stets im Gedächtniß behält, daß er eine Fläche als solche zu decoriren hat. Vollständige Gemälde, welche in gewöhnlichen Wohnungen, außer in Cassettendecken freilich selten vorkamen, sind wegen der Schwierigkeit der Betrachtung derselben, im Allgemeinen nicht zu empfehlen.

Ein nothwendiger Bestandtheil eines jeden Zimmers ist ein Ofen. Die weiß glasirten sogenannten Porzellanöfen, welche in Norddeutschland allgemein in Gebrauch sind, passen in die gewöhnlichen, eleganten Salons vortrefflich hinein, sind jedoch neben den kräftigen Farben in besser dekorirten Zimmern, wegen ihrer hellen Farbe und ihrer meist keineswegs mustergiltigen Formen, nicht zu gebrauchen. Man thut daher gut, auch bei den Oefen zu den alten, in alter Zeit z. B. hier in Nürnberg, in hoher Vollendung gefertigten Oefen wieder zurückzugehen, und wieder Oefen mit künstlerisch behandelten, farbig glasirten Kacheln und zweckmäßiger Gesammtform, jedoch mit den sehr wesentlich verbesserten Heizeinrichtungen unserer Tage versehen, anzuwenden. Kamine können leichter künstlerisch ausgeführt und mit dem Uebrigen in Harmonie gesetzt werden. Doch genügen dieselben in unserem deutschen Klima nur in seltenen Fällen mit ihrem Heizeffekt.

Was nun endlich die Möbel, den beweglichen Theil der Zimmereinrichtung, im Gegensatz zu Fußboden, Wand und Decke, als dem festen Theil betrifft, so sollen auch sie sich vor Allen von dem Hintergrunde der Wände abheben und mit denselben und ihrem Schmuck harmonisch zusammenstimmen. Im Uebrigen haben sie ihre künstlerischen Principien für sich. Ich sehe auch bei ihnen, wie bei der bisherigen Betrachtung, von einem historischen Kunststyl ganz ab und suche die Bedingungen ihrer Gestaltung in ihnen selbst, in ihrer Zweckmäßigkeit und in den Eigenschaften des Materials, daraus sie gefertigt werden.

Unsere modernen Möbel, wie man sie in den Möbel-Magazinen findet, haben die Spuren ihres Ursprungs aus dem Rockocko noch nicht abgestreift, sind noch immer von den geschweiften Schnörkellinien beherrscht und spotten damit der Struktur des Holzes, welches gerade in seiner schwächsten Rich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tung in Anspruch genommen wird, so wie allen Principien der Tektonik. Sie sind, weil unrichtig construirt und unpraktisch, bald abgenutzt und dann völlig ohne Werth, während die mehre Jahrhunderte alten Möbel unserer Urgroßeltern jetzt aus den Bodenkammern hervorgesucht und restaurirt, in den Prunkzimmern der Kunstfreunde oder als Vorbilder in den Museen zu neuen Ehren gelangen. Unsere Künstler sind sich des Unwerths der modernen Möbel vollkommen bewußt, gehen daher, wenn es auf Herstellung einer besseren Einrichtung ankommt, stets davon ab und kehren zu den Formen früherer Kunst-Perioden zurück.

Bei Schränken und Kasten können die Grundsätze des architektonischen Aufbaus von Gebäuden, mit nur geringen Modifikationen, beibehalten werden. Die betreffenden Stücke aus der Gothik und Renaissance sind vortreffliche Vorbilder. In beiden Kunstperioden ist man auf diesem Felde, so weit es das constructive Element betrifft, zu fast gleichen Resultaten gelangt, die sich nur durch die Profile und die Ornamente unterscheiden. Wenn wir diesen Beispielen folgen, so erhalten wir richtige, schöne und zugleich billige Möbel, welche in jede nach gesunden Principien angeordnete Einrichtung hineinpassen. Will man sie reicher ausstatten, so bleibt dafür innerhalb des gegebenen Rahmens noch Platz genug. Reichere Profile, Schnitzereien, eingelegte Arbeiten, lassen sich immer noch anbringen, ohne den Grund-Principien entgegen zu handeln.

Die Schenktische haben zweierlei Bestimmung: sie dienen zum Anrichten der Speisen und zum Aufbewahren resp. zur Aufstellung der Speisegeräthe, sind also Tisch und Schrank zu gleicher Zeit. Deßhalb bedürfen sie einer hohen Rückwand als Hintergrund für das Geräth. Auch dieses Geräth muß stylvoll und dekorativ wirksam sein, was mit unserm modernen farblosen Porzellan und Glas und dem Silbergeräth in seinen unschönen Formen, keineswegs der Fall ist. Kunstfreunde suchen daher, vorzugsweise zum Schmuck ihres Büffets, gern altes Geschirr, Majoliken und Teller, Krüge und Schüsseln aus Fayence, Venetianische Gläser u. A., welche in neuester Zeit aber auch schon in vortrefflicher Weise imitirt werden und dann den wahren Freunden der Kunst vielfach genau dieselben Dienste leisten, wie alte, welche natürlich viel theurer sind.

Bei Tischen profilirt man die Stützen, versieht sie wol auch mit Schnitzerei und schmückt die Platten mit eingelegter Arbeit im Flach-Ornamente. Reiche Ornamente an den Stützen oder unter der Platte sind als unpraktisch zu verwerfen.

Viel schwieriger ist die Herstellung stylgerechter Stühle und guter Sophas. Ein Stuhl soll vor Allem bequem für den darauf Sitzenden nach Höhe und Breite des Sitzes, Höhe und Form der Rücklehne resp. der Seiten-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lehnen sein; er soll fest, also richtig konstruirt, leicht beweglich und in seinen einzelnen Formen so behandelt sein, daß alle scharfen Ecken und Kanten, an welchen man sich stoßen oder mit den Kleidern hängen bleiben könnte, vermieden sind. Das ganze Möbel soll eine gefällige Gesammtform haben und mit seinen Polsterbezügen von harmonischer Farbe, dazu auch mit einem passenden oft noch auf den Besitzer Bezug habenden Ornament (Wappen) versehen sein. Die Schnitzereien sollen so behandelt sein, daß sie leicht vom Staube gereinigt werden können. Alle diese und noch manche andere Bedingungen zu erfüllen ist sehr schwer. Daher sind wirklich gute Stühle in der That sehr selten. Am ehesten mustergiltig sind die Stühle und Sessel aus der Zeit des Rubens mit breitem, tiefem Sitze und hoher, gerader Rückenlehne. Sitze, Rücken- und Seitenlehnen sind dick gepolstert und mit langen Franzen versehen. — Alle hier angedeuteten Schwierigkeiten für Herstellung guter Stühle lassen sich aber umgehen, wenn man, nach orientalischer Art, Sessel und Sopha derartig gestaltet, daß Alles überpolstert ist. Solche Sitzmöbel sind durchaus stylgerecht und passen in jede vernünftige Einrichtung hinein. Außerdem werden sie durch die großen Flächen ihrer farbigen Ueberzüge, wenn diese passend gewählt sind, zum malerischen Effekt eines Zimmers wesentlich mit beitragen. —

Die Wahl der gewebten oder gestickten *Ueberzüge* — in alter Zeit wendete man oft auch Leder an — ist natürlich von besonderer Wichtigkeit. Sie müssen in ihrer Farbe zu dem, am besten dunkeln, Holze der Möbel sowol als zu der Farbe der Wände, der Vorhänge, Teppiche, Tischdecken u. s. w. stimmen. Doch darf die Farbe der Möbelbezüge nicht dieselbe wie die Farbe der Wand sein, denn sonst würde das Eine von dem Andern sich nicht trennen. Die wünschenswerthe Harmonie ist leichter herzustellen bei einfarbigen Stoffen, schwerer bei bunten. Bei mehrfarbigen Möbelbezügen müssen die Muster natürlich die Grenzen der Stoffmuster überhaupt einhalten. Der Fabrikant und die Stickerin dürfen nicht vergessen, daß sie *Flächen* zu dekoriren haben, darauf sie also kein Relief nachahmen, oder gar Reliefsstickereien herstellen, keine Blumen, Thiere, Landschaften, überhaupt Bilder in naturalistischer Weise darstellen dürfen. Auch großblumige Stoffe, sind als unruhig in ihrer Gesammtwirkung nicht zu empfehlen. Am besten sind Stoffe von einfachen Farben oder von feinem zierlichem Muster, welches, an sich bedeutungslos, alle Lagen und Biegungen ertragen kann, ohne in seiner Wirkung gestört zu werden, und welches aus einiger Entfernung gesehen, nur durch seinen Gesammtton in Wirkung tritt. —

Ein nicht zu entbehrendes Stück unserer Zimmer, der Salons sowol wie der Wohn- und besonders der Schlaf-Zimmer ist der *Spiegel*. Soll derselbe seinen Zweck erfüllen d. h. ein klares Bild des Davorstehenden wieder-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geben, so ist es nöthig, daß er im Dunkeln hängt und das Licht von vorn auf den Beschauer fällt. Daher ist der beste Platz für den Spiegel stets an der Wand zwischen den Fenstern. Jeder andere ist minder gut. Ganz verfehlt ist seine Befestigung über dem Sopha, wo er für den Beschauer schwer zugänglich ist und meist im vollsten Lichte hängt. In unsern eleganten Salons pflegt man ihn dort auch nicht seines Zweckes wegen, sondern um der Dekoration Willen, des Prunks mit seinem brillanten Goldrahmen wegen, anzubringen, wozu er jedoch eben deßhalb sowie wegen seiner großen, glänzenden Fläche durchaus unzweckmäßig ist. —

Für weitere Dekoration unserer Zimmer im hohen Grade geeignet sind kleine Kunstgegenstände verschiedener Art, Statuetten und Büsten aus Marmor und Bronce, Kästchen aus verschiedenen Hölzern oder Elfenbein, Schüsseln und Gefäße aus gebranntem und glasirtem Thon, Steingut, Porzellan, Glas, selbst Waffen und Alterthümer aller Art. Doch ist es nöthig, daß man bei dieser Mannigfaltigkeit an Material, Formen und Farben für einen durchaus ruhigen Hintergrund sorge und sich vor Ueberladung hüte, damit nicht der Eindruck eines Magazins oder der Unordnung entstehe. Gutes Arrangement ist dabei die Hauptsache, und oft wichtiger als die Wahl der einzelnen Gegenstände. Das Bedeutendste stelle man in das beste Licht, das weniger Bedeutende gruppire man in gewisser Ordnung und Symmetrie um das Erstere, so daß alle Einzelheiten zusammen ein gefälliges Ganzes bilden.

Natürlich muß man in vollkommen künstlerisch durchgeführter Wohnung auch mit dem Costüm der darin sich bewegenden Personen gewisse Rücksichten auf die Dekoration der Zimmer nehmen. Das ist eine besonders schwer zu erfüllende Forderung. Aber doch wird bei einiger Aufmerksamkeit eine störende Disharmonie leicht zu vermeiden sein.

So viel über die Ausstattung der Zimmer im Allgemeinen. Aber auch die verschiedenen Arten der Zimmer, Salon, Speisezimmer, Wohnzimmer, Arbeitszimmer des Herrn, Boudoir, Schlafzimmer u. s. w. müssen ihrer Bestimmung und ihrem Zweck entsprechend ausgestattet sein und ihren eigenthümlichen Charakter haben. —

Im Salon pflegt man zu entfalten was man an Glanz und Pracht, an elegantem Schein zur Repräsentation des Hauses für nöthig erachtet. Er ist die Stätte für den Verkehr der Familie mit der Außenwelt, die Stätte der Geselligkeit. Die Gesellschaft haftet in ihm nicht an der Stelle, sondern bewegt sich bunt durch einander, bildet bald hier, bald dort eine Gruppe. Einzelne aus derselben suchen ein gemüthliches Plätzchen zum Zwiegespräch, Andere betrachten ein Gemälde, ein künstlerisch durchgeführtes Geräth; ein Album u. s. w. Dem entsprechend verlangt der Salon eine gewisse Mannigfaltigkeit der Gegenstände, ohne eigentlichen Mittelpunkt, erfordert eine gewisse Freiheit im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arrangement, eine, freilich beschränkte, malerische Unordnung und scheinbare Nachlässigkeit. Doch muß das gruppenweise Zerstreute in ein gewisses Gleichgewicht zu einander, das in Form und Farbe Verschiedenartige durch eine über dem Ganzen schwebende Harmonie zu einem künstlerischen Ganzen vereinigt sein. Das Bedeutungsvolle trete hervor, das weniger Bedeutende ordne sich unter und füge sich in die Symmetrie. Dinge, welche nach ihrer Form oder Farbe dissonirend neben einander stehen würden, sind zu trennen. Die bunte Scenerie der Gesellschaft duldet auch im Hintergrund Glanz und Pracht, daher können die Wände lebhafter und farbiger sein, als in andern Zimmern. Der Plafond mag alle dekorative Kunst entfalten. Die Möbel ordne man in gewisse Gruppen und vertheile sie im Raum, daß sie Sammelpunkte zum Gespräche bilden, daß nicht die eine Seite des Zimmers leer, die andere überfüllt erscheine. Das Licht kann von verschiedenen Seiten kommen. Als Kronleuchter empfehlen sich die Venetianischen, ganz von Glas. Doch sind auch solche aus vergoldeter Bronce, vielleicht auch mit Emaillen geschmückt, sehr passend. Für Möbelbezüge und Vorhangstoffe ist die glänzende Seide ganz am Platz. Auf Tischen und Consolen stehen Kunstwerke aller Art, liegen Prachtwerke in kostbaren Einbänden; an den Wänden hängen moderne Bilder mit ihren lebhaften Farben. Eine solche Mannigfaltigkeit ist gewissermaßen nothwendig, nicht nur um zu repräsentiren, um den Reichthum und den Bildungsgrad des Besitzers zu zeigen, sondern auch zur Anregung des Gesprächs und zur Unterhaltung. Sie zieht uns an, macht uns den Aufenthalt im Salon angenehm. Nackte Wände, leere Tische, kalte Farben dagegen wirken in hohem Grade abstoßend für den fremd Eintretenden.

Ganz im Gegensatz zum Salon hat das Speisezimmer einen dominirenden festen Mittelpunkt in dem in der Mitte des Zimmers stehenden Speisetisch mit dem auf ihm aufgestellten Geräthe und der um denselben herum sitzenden Gesellschaft. Für ein Speisezimmer ist es daher vortheilhaft, wenn das Tageslicht concentrirt d. h. von einer Seite einfällt. Abends lasse man das Licht, welches den Tisch und die Gesichter der Tischgenossen beleuchten soll, von dem Tische selbst ausgehen, so daß die Helligkeit nach allen Seiten hin gleichmäßig abnimmt. Ob ein hängender Kronleuchter, am besten von Messing und in den edlen Formen des sechszehnten Jahrhunderts, oder stehende Lampen zur Anwendung kommen, ist ziemlich gleichgültig, wenn das Licht nur genügende Helligkeit bietet und so hoch über den Augen der Speisenden sich befindet, daß ein Jeder ohne Behinderung das Gesicht des Andern sehen kann und daß es nicht blendet. Das vom Speisetische ausgehende Licht soll aber auch das einzige im Zimmer sein. Höchstens darf noch das Büffet, wenn es zum Anrichten dient, so weit dafür nothwendig, besonders erleuchtet sein. Durch solche Anordnungen wird in Wirklichkeit eine ähnliche Wirkung

erreicht, wie gute Maler sie auf künstlerisch arrangirten, haltungsvollen Bildern hervorzubringen wissen, indem sie den Hauptgegenstand ihres Bildes in das hellste Licht setzen und alles Uebrige in entsprechender Weise abtönen. Die speisende Gesellschaft erscheint als die Hauptsache, die Köpfe treten am klarsten hervor; das Halbdunkel der Umgebung bildet den Hintergrund für dieselbe. Dem entsprechend dürfen auch die Wände in ihrem Schmuck kein hervorragendes Interesse bieten. Eine Holzvertäfelung ist dafür das Beste. Auf dem Gesimse derselben, und auf dem Speiseschrank stelle man Prunkgeräthe von Silber, Glas, Porzellan, Fayence 2c. auf. Die etwa angebrachten Bilder sollen zu dem Orte in gewisser Beziehung stehen, sollen also z. B. keine Hinrichtungen, wol aber Festlichkeiten, Motive aus dem Landleben, die Jahreszeiten, Stillleben, besonders aber Familienportraits darstellen. Das Mobiliar sei prunklos oder wenigstens in einem ernsten Style gehalten. Das Büffet mit seinem Schmuck bilde das Hauptstück; das Uebrige beschränke sich im Wesentlichen auf den großen Tisch und die Stühle. —

Der Charakter des Studir- und Bibliothek-Zimmers soll Einfachheit sein. Es ist die Stätte der Arbeit, wo der Geist sich zusammenfassen soll. Reicher Schmuck würde den Gedanken leicht zerstreuen und ablenken. Ein großer, praktisch eingerichteter Arbeitstisch, einige bequeme Stühle, zweckentsprechende construirte Schränke aus dunklem Holze, ohne viel Schnitzereien oder sonstige Ornamente, ein weicher Teppich mit gleichgültigem Muster, dunkle, ruhige Wände dazu einige edle Kunstwerke in Plastik oder Malerei. Das dürfte im Allgemeinen die beste Ausstattung sein. Im Uebrigen wird sich hier, mehr als in irgend einem andern Zimmer, Jeder nach seiner individuellen Neigung richten. Das Studirzimmer eines Chemikers wird anders eingerichtet und dekorirt sein als das eines Geographen, eines Kunstforschers, eines Theologen, Juristen 2c. Der Eine dekorirt sein Zimmer mit Kunstwerken, der Andere mit ausgestopften Thieren, der Dritte vielleicht gar mit Todtenschädeln. Ein Jeder greift aber nach dem, was ihn besonders interessirt, vereinigt um sich, was er am meisten gebraucht oder woran besondere persönliche Erinnerungen sich knüpfen. Bei gewissem Sinn für Harmonie und einigem Geschmack läßt sich eben Alles dekorativ verwenden.

Ein Schlafzimmer verträgt eher eine heitere Dekoration. Doch darf es nicht zu hell sein, denn es muß auch in ihm vor Allem Ruhe herrschen. Nichts darin darf sich vordrängen oder besonders bemerklich machen. Das Bett, welches nicht zu klein sein darf, stellt man gern in eine Nische, oder umgiebt es mit Vorhängen, um den darin Liegenden vor Zug und zu viel Licht zu schützen. Sonst gehören in ein Schlafzimmer noch ein Toilettentisch, am besten mit Aufsatz von Marmor, ein Kleiderschrank, ein Spiegel, weiche Teppiche und Aehnliches.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese kurzen Andeutungen können keineswegs eine vollständige Anleitung geben, sondern sollen nur anregen, den rechten Weg zeigen. Alles Weitere findet sich bei einigem Nachdenken und eingehendem Studium. Die Hauptsache ist, — und darauf möchte ich zum Schlusse nochmals zurückkommen, — das Recht und die Pflicht der Individualität. Es giebt, wie ich angedeutet habe, wol begründete Gesetze, denen wir uns unterwerfen müssen, wenn wir unsere Wohnung schön und geschmackvoll einrichten wollen. Aber wir haben innerhalb derselben einen großen Spielraum für unser Belieben. Während die Mode, der jeder Geschmack und alle Kunst gleichgültig sind, uns keine Wahl überläßt, uns Dinge vorschreibt, welche für uns unpassend sind, uns nicht gefallen, gegen unser Wissen und unsern Schönheitssinn gehen, gestatten uns die Gesetze der Kunst doch eine eigene künstlerische Thätigkeit, gestatten sie uns, unsere Neigungen zu befriedigen und unserer Wohnung einen bestimmten Charakter aufzudrücken. Diese Selbstwahl legt uns freilich aber auch eine gewisse Verantwortung auf. Aber wir sollen diese Verantwortung nicht scheuen; wir richten uns ja für uns und nicht für Andere ein. Wir können unbekümmert um die Mode, die uns morgen zum Widerwillen macht, was sie uns heute gebracht, unbekümmert um das „was die Leute dazu sagen" unsere eigenen Ideen, unser Ideal von Wohnung nach dem Maßstab unserer Kräfte und unserer Mittel auf Grundlage des Studiums der in der Natur der Dinge liegenden Gesetze, von Beobachtungen und Erfahrungen, zur Ausführung bringen und dürfen nie fürchten, unser Ziel ganz zu verfehlen. Es ist freilich, bis wir uns selber völlig klar werden, eine lange, liebevolle Beschäftigung mit dem Gegenstande nöthig. Aber diese Beschäftigung wird uns zur Unterhaltung und zum Vergnügen; die kleine Welt, welche wir uns selbst geschaffen haben, uns zur Quelle beständigen Genusses. —

Shaftesbury und die Philosophie der Gegenwart.*)

Es ist ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit, daß sich ein deutscher Philosoph von Profession, und zwar einer, der es mit seiner Wissenschaft sehr ernst meint, der von ihrer eminenten Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft der menschlichen Entwickelung eine so hohe Meinung hat, wie sie kaum

*) Die Philosophie des Grafen v. Shaftesbury nebst Einleitung und Kritik über das Verhältniß der Religion zur Philosophie und der Philosophie zur Wissenschaft von Dr. Georg Spicker, Privatdocent an der Universität Freiburg. Freib. i. Br. Carl Troemer 1872.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG